

(Nachdruck verboten.)

8) Die Achenbacher.

Roman von Anton v. Perfall.

Drangen erregte Stimmen herüber vom Nachbarhof, ein Umstand, der sich allerdings häufig wiederholte, machte Lenz den Bruder sofort aufmerksam.

„Hörst, wie s' streit'n? Jetzt glaub' i, 's is ganz z' End mit'n Einverständnis.“

Im übrigen war jeder Verbindungsweg der beiden Höfe dicht verschneit. Selbst vom Dorfe her führten zwei getrennte Fußpfade über die Felder. Der Zaun, welcher die beiden Anwesen schied, war sorgfältig ausgebeffert, so wenig jetzt auch die Zeit war für derartige Arbeit, und die Lücke auf der Tenne, von welcher aus freie Aussicht war zu den Lehners hinüber, fand Flori eines Tages sorgfältig vernagelt. Man hatte sich auf beiden Seiten verschauzt und erwartete, jeden Ausfall vermeidend, mit gelassener Zähigkeit die Eröffnung der Feindseligkeiten.

Es war der vierte Sonntag nach Dreifönig, nach ununterbrochenem wochenlangen Schneefall, welcher jeden Verkehr unmöglich machte, die von der Fahrstraße entfernt Wohnenden aber völlig ins Haus bannte, der erste klare Tag.

Ein zarter, rofiger Duft lag über dem Thal, so zart, daß man die letzten Sterne erblickten sah am stahlfarbenen Firmament, während über die dunklen, in verschwommenen Umrissen hindurchschimmernden Vorberge im Osten purpurne Blüten emporkwallten. Sie ergossen sich ins Weite, da und dort kleine Wölkchen entzündend, bis die so prächtig Verkündete selbst in aller Glorie sich erhob, hinter der scharfen weißen Scheide des Girschberges.

Da wich mit einemmal der Dunst der Erde, und in Milliarden lichtprühenden Funken glitzerten das Thal, der Wald, die weite Schneefläche des gefrorenen Sees, jeder Strauch, jedes Dach. Das war ein rastloses Einziehen und Ausstoßen von Lichtstrahlen, ein Ersterben und Wiederaufleuchten, ein Lichtringen, das das Auge blendete. Und darüber hinweg schlangen sich die Grüße der Osterhofener Kirchenglocken, die zum sonntäglichen Gottesdienste luden.

Heute verflündeten sie wirklich Erlösung aus ödem, endlosem Damm, und das fröhliche Farben- und Lichtspiel draußen, die rosig bekränzten Schneeberge ringsum verliehen dem Griesgram Winter ein wahrhaft jugendliches Ansehen. In aller Frühe war der Schneepflug gegangen und hatte die Hauptstraße gesäubert; sie lag jetzt spiegelglatt zwischen den aufgetürmten Schneewällen, in festlicher Weiße, von welcher sich die grellen Farben der weiblichen Gewänder, das Ultramarinblau der seidnen Spitzen, das Scharmoisinrot der flanellenen Unterröcke kräftig abhoben. Von allen Höhen zogen sich bunte, lebendige Ketten hinab.

Auch bei den Achenbachern brach man auf. Buirgl trat in eitel schwarzer Seide. Der Spenster war reich gefaltet, Blumenornamente darin gewirkt, der Rock straff in seiner Schwere. Eine silberne Schließe von alter Arbeit zierte den Hals, der Hut mit Goldgeschnür umwunden bis zur abgeseigten Spitze. Sie konnte sich gar nicht trennen von dem kleinen, schief hängenden Wandspiegel, immer gab es noch etwas zu rücken, glatt zu streichen.

Lorenz stieß ungeduldig seinen Stock mit mächtiger Girschspresse als Griff auf die Diele.

„No, wird's amal? Der Vater möcht' a mit, da geht's ohnehin langsamer.“

Der alte Achenbacher stand schon lange unter der Thür, von Flori gestützt. Seit einem Jahre hielt er seine Sonntagsandacht stets zu Hause ab, in der heiligen Ecke, heute ließ er sich den Frühgang nicht ausreden, eine nervöse Unruhe hatte ihn gepackt.

„Der Vater? Bei dem Schnee? Ja, was fällt dem dem ein?“ erwiderte Buirgl, den Gut feststehend.

„No warum? Wenn's ihm amal so vorgeht,“ meinte Lorenz. „Wer weiß, wie's nächsten Sonntag is. Geiztag steht nig mehr fest —“

Buirgl war endlich fertig. Sie wandte sich, um zu gehen. Als sie den Alten erblickte, sah sie im stolzen Vollgefühl ihrer Straft auf die zitternde, gebeugte Greisengestalt.

„Geh, mach keine G'schicht'n! Wenn Dir was passierat, gab' ma uns d' ganze Schuld.“

Doch der Großvater schüttelte das Haupt. „Geb Dir kei' Müah net, Buirgl, i geh', i muah gehn!“

Die letzten Worte waren mit einer Entschiedenheit gesprochen, welche Buirgl überraschte. Sie zuckte leichtfertig die Achsel. „Es hab't's Sach'n, es Achenbacher!“

Man ging, voraus Lorenz, dann Buirgl. Sie raffte sorgfältig die Röcke die schmale Stiege hinab, die weiß ausgefähten zierlichen Stiefelchen sahen tadellos. Ihr folgte der Großvater, von Flori geführt.

Schon lange waren Tritte laut hinter Flori, das Anrzen und Singen des Schnees. Es konnte niemand anders sein als die Lehner.

Ob wohl das Reserl dabei war? Er hatte sie seit der Krankheit nicht mehr gesehen. Umzuschauen wagte er nicht. So versuchte er aus dem Geräusch der Tritte seine Frage zu beantworten, aber das quietschte und sang heute wirr durch einander.

Böslisch glaubte er einen warmen Hauch zu verspüren im Nacken, und eine Stimme flüsterte: „Guten Morgen, Flori!“

Da tappte er schon mit dem Großvater neben hinaus in den tiefen Schnee, 's Reserl trippelte an ihm vorbei, die Augen züchtig niedergeschlagen auf das große Gebetbuch in ihren Händen. Er sah nur noch, daß ihre Backen wieder so rosig blühten wie ehedem, dann trat schon der Lehner in ihre Spur, mit einem hochmütigen Blick auf den geduldig wartenden Greis an seinem Arm, der, vom Schneelicht geblendet, das Haupt tief herabbeugte. Ihm folgte Lenz, die Hände in den Hosentaschen, die schmalen Schultern hoch hinaufgezogen, halb städtisch gekleidet.

„Mach, daß Du 'n in d' Kirch'n bringst,“ rief er Flori zu. „Wär' schad, wenn er heut d' Predigt versäumat.“

Dann folgte die Lehnerin, mit Tüchern ganz verhüllt, einen mitleidig klingenden, wimmernden Gruß auf den Lippen.

„Wer war denn das all's?“ fragte der Alte, mühsam wieder den Steig betretend.

„D' Nachbarsleut,“ flüsterte ihm Flori ins Ohr, den Blick auf das grüne Hütl mit dem Adlerflaum gerichtet, das vor ihm immer wieder auftauchte.

„Hat er net was g'sagt, der Lehner?“
„Der Lehner gar nig, grad der Lenz. Du sollst d' Predigt net versäumen. Der weiß grad was von der Predigt!“

„Vielleicht do! Vielleicht do! Schleun Di, Flori, schleun Di!“ Dabei schleppete er sich mit einer nervösen Hast vorwärts.

Die Lehner stießen jetzt auf die Achenbacherschen. Buirgl drehte sich nur kurz um, dann ging sie erst recht langsam.

In Osterhofen wurde zusammengeläutet. Drei Glocken klangen in lustigem Wirbel zusammen.

„Is bald z'guat grad für den Werktag, des schöne G'laut,“ begann Lenz seine für die Vorgänger bestimmten Stichelreden. Doch der Achenbacher trug seinen Kopf immer gleich steif im Genick.

Lenz ließ nicht nach.
„Eigentlich so ma heut grad 's Züenglöd'l*) läut'n.“ Da blieb der Lorenz stehen und trat auf die Seite.

Lenz fixierte ihn und die Bäuerin unverschämt beim Vorübergehen. Er hatte seinen Zweck erreicht, der Achenbacher pustete nur so vor Zorn.

„Schau nur, daß Dir net amal 's Züenglöd'l läut'n — Galgenstrick!“ würgte Lorenz mühsam in sich hinein.

Urban's kurzer Gruß wurde nicht erwidert, nur Resl's verlegener Knix bewog Lorenz zu einem rauhen „Griß Gott!“ Als sie vorüber waren, that Lorenz den Hut herunter und wischte sich mit dem Sacktuch den Schweiß ab.

„Hast Du's g'hört?“ wandte er sich dann an seine Frau. „Aber gelt, mir hast Du's net glaubt, daß a Mensch so schlecht

*) Sterbeglödchen.

sein kann, am Heiligst'n si. vergreif'n." Seine ganze Gestalt zitterte, als ob auf ihn selbst die Last dieser Schuld sich stürzte.

„Am Heiligst'n vergreif'n!“ Burgl zuckte die Achseln, „als ob der Pfarrer net selb'r vorangang bei der Sach. Der wird sie do net am Heiligst'n vergreif'n!“

„Der Pfarrer!“ Lorenz bog wieder in den Weg ein. „Als ob dem was z'lieg'n brauchat an unsrer Kirch! Is der als Bua schon neingange und sein Vater und sein Großvater? Dieg'n dem seine Toten dort begrab'n? Weiß der, ob er selb'r da z'lieg'n kommt? Aber was red' i denn mit Dir über solche Sach'n.“

Er griff wieder aus und stieß bei jedem Schritte seinen Stod auf die Erde, daß es weithin klirrte.

Eben erklang' der letzte Glockenton, als die Achenbacher den Friedhof betraten.

Die Kirche war schon gefüllt, sie mußten sich hindurchdrängen, um zu ihren Plätzen zu gelangen. Die Weiber stiegen sich und betrachteten neidisch das stolze G'wand der Achenbacherin, die ohne einen Seitenblick in ihren Stuhl trat.

Der Pfarrer trat heraus zur Sakristeithür, die Orgel intonierte brausend das Introitus, da schlurste erst der alte Achenbacher herein, geführt von Flori.

Sein Kommen erregte Aufsehen, selbst der Pfarrer, eine korpulente Erscheinung im besten Mannesalter, welcher sich eben zum Dominus vobiscum vorbereitet, zögerte einen Augenblick, als er ihn erblickte.

Flori ging auf den Platz der Jungburschen, auf das Emporium unter der Orgel. Auch Lenz war dort, er sicherte mit seinen Nachbarn hinter dem vorgehaltenen Gute. Das Kyrie eleison ertönte von oben herab. Flori kannte die helle, quellklare Stimme, welche den Gesang jubelnd emportrug.

Das Emporium hatte, wo er stand, eine weite Ausbuchtung. Er beugte sich vor und erblickte zwischen den rotenpulten Resels Antlitz mit den feierlich niedergeschlagenen Augen, dem offenen Munde, dem die rührenden Töne entquollen. Und dann das Halleluja, dieser gewaltige Triumphgesang der Kirche, der selbst den umgeschulten Sängern da oben Schwingen zu geben schien — da flatterte ihre Stimme empor wie eine Lerche.

Flori trat das Maß in die Augen, er blickte unwillkürlich hinab auf seine Eltern, auf die Nachbarnleute in der zweiten Stuhlfreihe dahinter. Die Macht des Ueberirdischen erfüllte seine Seele. Daß das Motiv ein sehr irdisches war, verstand er nicht. In dem Lichte, das sich jetzt auf ihn herabentst, das von dem goldglühenden, von Weihrauchwolken mythisch verhüllten Altar ausströmte, aus all den verzückten Gesichtern der Heiligen und himmlischen Heerscharen leuchtete, riß plötzlich der Vorhang seiner enbegrenzten Daseinsphäre.

„Wie man da no hass'n und si b'feind'n kann?“ tauchte es in ihm auf.

Selbst der Lenz hatte das Schwäzen gelassen und blickte ernst vor sich hin.

Das Evangelium war vorüber. Der Pfarrer wandte sich zur üblichen Erklärung desselben, zur sonntäglichen Predigt. Die Kanzel war etwas baugefährlich: ein Gerücht, welches natürlich die Sechammer auslöschten, eine von den unzähligen Kriegslisten, welche seit Jahren spielten.

Eine sichtliche Unruhe ging durch die ganze Versammlung, und auch der Pfarrer machte einen so sonderbaren befangenen Eindruck. Er räusperte sich wiederholt, flüsterte dem Mesner, einem alten, ewig beweglichen Manne, etwas ins Ohr.

„Jetzt geht's los! Des wird a G'schwürb'l geb'n!“ sicherte Lenz zu seinem Nachbar; dann wandte er sich nach Flori um mit einem Lachen, dessen Bedeutung diesem nicht unklar sein konnte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Holznot.

Seitdem wir mit Kohle heizen und Eisen und Stahl zu allen möglichen Dingen verwerten, muß das Holz an Bedeutung verloren haben. Das ist eine landläufige Ansicht, die man oft zu hören bekommt. Sie trifft aber nicht zu. Wohl ist der Verbrauch an Brennholz in Deutschland seit dreißig Jahren gleich geblieben, aber der Bedarf an Nutzholz ist in stetem Wachstum begriffen. Der Grund hierzu liegt nicht allein in der Zunahme der Bevölkerung, gegen früher wird überhaupt mehr Holz zu Bauten, Möbeln u. dgl. verwendet. Vor 50 Jahren verbrauchte jeder Einwohner Deutschlands

für sich $\frac{1}{2}$ Kubikmeter Nutzholz jährlich. 1870 war dieser Bedarf schon auf $\frac{1}{2}$ Kubikmeter gestiegen und gegenwärtig beträgt er bereits $\frac{1}{2}$ Kubikmeter für den Kopf der Bevölkerung. Das Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität verbrauchte, als es reformierend auf den Verkehr einwirkte, Massen von Holz. Man denke nur an die Mengen Holz, die für Eisenbahnstrecken, zum Bau von Waggons, zu Telegraphenstangen verwendet werden mußten, und an die Bretter und Planken, die in den wachsenden Handelsflotten der Welt stecken! Der Handel ist auch ins Unermeßliche gestiegen, zum Verpachen der Waren braucht er unzählige Kisten und Fässer. Das sind neue oder gesteigerte Bedürfnisse, die unsre Wälder befriedigen müssen.

Im Vergleich zu verschiedenen andern Kulturstaaten ist Deutschland kein waldbarmes Land. Ein Viertel seiner Gesamtfläche ist mit Wald bestanden; naturgemäß hält er sich an die Gebirge. Die im Jahre 1900 gemachten statistischen Erhebungen zeigen, daß Süddeutschland reicher an Forsten ist als Norddeutschland. In Baden bildet der Wald 37 Proz. der Gesamtfläche, in Bayern 32 Proz., in Württemberg und Elsaß-Lothringen 30 Proz., in Hessen 31 Proz. und in Hessen-Nassau sogar 39 Proz. Die waldbreichsten Staaten Deutschlands sind Schwarzburg-Rudolstadt mit 43 Proz. und Sachsen-Meiningen mit 42 Proz. Wald, der waldbärmste Staat aber Oldenburg mit nur 10 Proz. Forsten.

Insgesamt bedecken die Forsten und Holzungen Deutschlands eine Fläche von rund 14 Millionen Hektar. Würde man diesen Wald unter die Einwohner Deutschlands verteilen, so bekäme ein jeder Mann, Frau oder Kind, ein kleines Wäldchen von 50 Meter Breite und 50 Meter Länge. Man sollte meinen, daß ein solches Wäldchen genügen dürfte, um den Bedarf einer Person an Nutzholz zu decken. Leider ist es aber nicht der Fall. Die Handelsstatistik zeigt, daß wir z. B. im Jahre 1901 Nutzholz und Holzwaren im Werte von rund 210 Millionen Mark eingeführt und nur für rund 100 Millionen Mark von diesen Handelsartikeln ausgeführt haben. Dabei bezifferte sich die Ausfuhr an fertigen Fabrikaten allein auf 77 Mill. Mark. Daraus folgt, daß wir für blankes Nutzholz dem Auslande weit über 100 Millionen Mark bezahlen mußten. Die Summen bleiben sich jahraus jahrein nicht gleich; sie sind wie der Holzhandel bedeutenden Schwankungen unterworfen; es zeigt sich aber, daß wir immer mehr auf Bezug von Nutzholz aus dem Auslande angewiesen sind. Wir schlagen jährlich aus unsern Wäldern etwa 60 Millionen Kubikmeter Holz heraus; davon sind nur 20 Millionen Kubikmeter Nutzholz und etwa 9 Millionen Kubikmeter müssen wir vom Auslande beziehen. Bemerkenswert ist es, daß wir auch den Bedarf an Holzern zur Cellulose- und Papierfabrikation allein nicht decken können, sondern davon im Jahre 1901 für etwa 6 Millionen Mark hinzukaufen mußten.

Ueber Waldverwüstung können wir in Deutschland nicht klagen, unsre Forsten gehen nicht zurück; im Gegenteil, seit 20 Jahren ist sogar eine kleine Zunahme des bewaldeten Landes um etwas über 100 000 Hektar zu verzeichnen. An Oed- und Unland, das sich zur Aufforstung eignet, sind nur noch 350 000 Hektar ermittelt worden. Selbst wenn man diese betreiben und in der Forstwirtschaft die Erzeugung von Nutzholz vervollkommen würde, könnte man schwerlich dem Holzmangel zu Lande völlig abhelfen.

Noch aus andern Gründen würden wir aber auch in Zukunft auf den Bezug ausländischen Holzes angewiesen sein. Die Bäume erzeugen unter dem Einfluß des Klimas verschiedenes Holz. Die wärmere Zone erzeugt Hölzer, die so dicht sind, daß sie unter Wasser sinken und nur schwer mit Instrumenten sich bearbeiten lassen, wie das Ebenholz und Eisenholz. Dieser Art ist auch das Guajakholz von Ostindien und Südamerika, das ein spezifisches Gewicht von 1,3 besitzt und zu verschiedenen technischen Zwecken und auch zur Verfertigung von Kegellagern benutzt wird. Von dem edlen Mahagoniholz braucht man näheres nicht zu erwähnen; der Wert seiner Einfuhr nach Hamburg beläuft sich auf etwa eine Million Mark. Schließlich sei noch das Teakholz erwähnt, das im Schiffsbau häufig sogar dem Eisenholz vorgezogen wird.

Verschieden von unserm mitteleuropäischen Holz ist auch das nordische Holz, obwohl es dem unsern nahe verwandt ist und von denselben Baumarten abstammt. In Skandinavien und in Finnland wachsen aber die Bäume und Kiefern viel langsamer, in dem kurzen Sommer bilden sie kleinere Jahresringe. So liefert uns Skandinavien langsam gewachsenes, engringiges, fast afreines, schlankes, aber nicht starkes Holz, das zur Bautischlerei unentbehrlich ist. Die nordischen Bretter sind feinsäferig, bis 20 Centimeter breit, die mitteleuropäischen dagegen gröber und bis zu 30 Centimeter breit.

Auch Nordamerika hat besondere Holzarten, unter denen das der Pitch-pine oder Pechkiefer für uns von besonderer Bedeutung ist. Das Holz wird über den Ocean verfrachtet. Es ist hart und eignet sich sehr als Ersatz für das Eisenholz. Das letztere wird bei uns leider immer seltener. Ein Kubikmeter Eisenholz, wie es der Schreiner zu feineren Arbeiten braucht, kostet 150 M., Pitch-pine von gleicher Beschaffenheit ist für 70 M. zu haben. Freilich ist das Eisenholz besser und vornehmer; es wird darum für Ausstattungen in feineren Häusern verwendet; wo es sich aber darum handelt, billigeren und doch dauerhaften Ersatz zu schaffen, greift man zur Pechkiefer. Die Einfuhrmenge dieses Holzes aus Amerika ist darum im Steigen begriffen, sie hat sich seit 1880 verdreifacht! Man bemüht sich zwar amerikanische Nadelhölzer bei uns einzubürgern, ob sie aber in unserm Klima ihre vorteilhaften Eigenschaften durchweg bewahren, ist noch nicht mit Sicherheit erwiesen. Amerika würde gern noch größere Holz mengen auf den europäischen Markt bringen,

namentlich billigere Sorten, aber die Transportschwierigkeiten sind noch zu groß. Löhnen würde sich das Unternehmen, wenn es gelänge, das Holz in Flößen über den Ocean durch Dampfser zu schleppen. Man hat das vielfach versucht, aber der Transport gelang nur auf kürzeren Küstenstrecken, z. B. an der Westküste der Union. Sonst wurden die Flöße durch die Gewalt der Meeresstöße auseinander-gesprengt, das Holz ging verloren, und obendrein bildeten die frei umhertreibenden Balken eine Gefahr für die Schifffahrt.

Unsre Hauptlieferanten bleiben darum die nahen Nachbarn, Rußland, Oestreich-Ungarn, Scandinavien. Zumeist werden die Wasserstraßen benutzt, da im allgemeinen das Holz den Eisenbahntransport nicht verträgt. Bemerkenswert ist es, daß schon Bretter vom Schwarzen Meer nach dem Mittelrhein gebracht wurden; der Transport lohnt aber nur dann, wenn der Preis für 1 Kubikmeter Bretter auf 40 M. sinkt.

In Deutschland ist der Holz-mangel noch nicht so sehr fühlbar; schlimmer ist England daran, das bei seiner Waldarmut verschwindend wenig Holz erzeugt, und vorwiegend auf Zufuhren von auswärts angewiesen ist. Fremdes Holz brauchen auch Belgien, Holland, die Schweiz, Dänemark. Frankreich besitzt 9,5 Millionen Hektar Wald, aber seine Forstwirtschaft war lange Zeit auf Erzeugung von Brennholz und Holztohle gerichtet. Erst in der neueren Zeit hat sich der Uebergang von der Brennholz- zur Nutholz-wirtschaft vollzogen; doch bedarf es noch langer Zeit und vieler Geduld, sowie Verdienstleistung auf augenblicklichen Gewinn, um Althölzer heranzuziehen und heruntergelommene Ausschlagewälder in Fichten- und Tannenbestände zu verwandeln. Frankreichs Mehreinfuhr an Nutholz beziffert sich auf 3 Millionen Kubikmeter, annähernd die Hälfte seiner eignen Erzeugung. Spanien, Portugal, Italien, Griechenland, die Türkei, Bulgarien und Serbien befinden sich in gleicher Lage. So ist in Europa ein Gebiet mit 215 Millionen Einwohnern auf Bezug von Nutholz vom Auslande angewiesen.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die holzreichen Länder! Oestreich-Ungarn ist in der glücklichen Lage, Holz ausführen zu können, und in den letzten fünfzehn Jahren hat sich seine Ausfuhr bedeutend gehoben. Es exportiert etwa 7 Millionen Kubikmeter, die es vorzugsweise nach Deutschland absetzt. Es könnte also allein den Bedarf Deutschlands nicht decken, und seine Wälder können auch darum als wichtige Holzvorräte für die Zukunft nicht anerkannt werden, weil es mit der Zeit für seine eigne aufstrebende Industrie und wachsende Bevölkerung mehr Holz brauchen wird.

Reich an Wäldern sind Norwegen und Schweden, aber ihre Forsten erneuern sich langsamer und mehr als gegenwärtig werden sie auch künftig hin nicht liefern können. Anders Rußland. Es ist das reichste Waldland der alten Welt. Die Ausdehnung seiner Forsten wird auf 500 Millionen Hektar geschätzt. Es ist auch in der Lage nordisches und mitteleuropäisches Holz zu liefern und könnte allein den Bedarf des übrigen Europa decken. Es ist aber nicht zu vergessen, daß in weiten Gebieten Rußlands die Forstwirtschaft noch viel zu wünschen übrig läßt. Führen wir schließlich die Berichte über die Entwaldung einzelner Streden Sibiriens durch russische Ansiedler in Betracht, so werden wir Besorgnisse über den Bestand dieses großartigen Holzspeichers der Welt nicht unterdrücken können.

Großartige, genauer nicht geschätzte Waldbestände finden wir endlich in den Vereinigten Staaten und in Kanada. Seit dreihundert Jahren wird in ihnen Raubbau getrieben, die Folgen waren bisher nicht fühlbar. Jetzt aber, wo Amerika als Industrieland so gewaltig aufgebblüht ist, und sein Holzhandel nach allen Richtungen sich ausbreitet, wird die Lage bedenklicher. Dester und öfter hört man dort Klagen über Mangel an geeigneten Althölzern. Auch diese Holzspeicher sind gefährdet.

Andere finden wir aber in der Welt nicht. Affen, das alte Kulturland, ist forstlich längst ausgebeutet. Indien, China und Japan können mit dem Ertrag ihrer Wälder gerade den eignen Bedarf an Nutholz befriedigen. Die Hölzer, welche die tropischen Wälder liefern, sind zumeist für den Hauptbedarf unsrer Industrie ungeeignet. Afrika ist überhaupt ein waldbarmes Land, und Mexiko in Central- und Argentinien in Südamerika müssen schon seit längerer Zeit Nutholz von auswärts einführen. Das trodene Australien wird niemals ein Waldland werden und sein Busch ist schon jetzt durch Beschädigungen seitens der Schaffherden dem Ruin preisgegeben.

Gehört alles im alten Geleise weiter, so wird einmal der Zeitpunkt eintreten müssen, wo der Holz-mangel, den wir jetzt empfinden, sich zu einer Holznot steigert. Und dieser Zeitpunkt kann früher eintreten als die vielbesprochene Erschöpfung der Stohlenlager, vielleicht schon in wenigen Jahrzehnten. Natürlich giebt es auch in dieser Hinsicht pessimistische und optimistische Beurteiler, aber die drohende Gefahr kann nicht weggeleugnet werden. —

E. Falkenhofst.

Kleines feuilleton.

y. Ein Dichter von Gottes Gnaden. Vielseitige Monarchen haben seit alten Zeiten des öfteren nach dem Ruhme gegiebt, wie auf allen andern Gebieten, so auch auf dem der Kunst tonangebend zu wirken — der Kunst den Weg zu weisen, nicht allein durch Begünstern von hohen Orts beliebten Kunststrichtungen, sondern auch durch eigne Leistungen von bahnbrechender Musfertigkeit. Allerdings haben auch schon in alten Zeiten solche königlichen Künstler die unangenehme Erfahrung machen müssen, daß auf künstlerischem Gebiete kein Ansehen der Person vor kritischen Mörkern schützt. Schon im

dritten Jahrhundert v. Chr. hat einem musikalischen König von Aegypten ein griechischer Kunststricher die wortspielende Cenfur aus-gestellt: „Ein andres ist das Eleptron, ein andres das Plektron“, womit aber gewiß nicht hat gesagt sein sollen, daß der zitherliebende Potentat im Handhaben des Plektron, des Zitherschlegels, erheblich weniger geübt habe, als im Schwingen des Scepters. Und bereits im vierten Jahrhundert v. Chr. gab ein griechischer Dichter einem poetischen Könige von Sicilien auf dessen Frage, wie das neueste fürstliche Trauerspiel wirke, die doppelstimmige Antwort: „Mitleidertvedend“; ob mitleidertvedend mit dem unglücklichen Geschick der tragischen Gestalten oder mit dem unglücklichen Hereinfall des tragischen Dichters, blieb der königlichen Selbst-erkenntnis zur Entscheidung überlassen. Dieser wertvolle Artikel ist bekanntlich auf den Thronen nicht allzu häufig, und so haben immer wieder Monarchen den Pegasus bestiegen — durchweg, um ihn als einen hochbeinigen Renner zu erfinden, der ungeschickte Reiter selbst allerblauensten Blutes eine tragikomische Rolle spielen läßt.

Das gilt auch von den meisten deutschen Fürsten. Die meisten fürstlichen Geblütes und nicht zum wenigsten von dem fruchtbarsten unter ihnen, von dem Wittelsbacher König Ludwig I. von Bayern. Wenn die Menge es thäte, würde dieser Dichter von Gottes Gnaden freilich hochangesehen sein; denn er hat von 1839 bis 1847 vier dicke Bände voll lyrischer Ergüsse in Druck gegeben. Aber die Mittwelt hat ihn erbarungslos als den „Participien-dichter“ zur Zielscheibe schlechter Wiße gemacht, und um als Nachwelt einen auf vorsichtige Parteilosigkeit bedachten Gewährsmann zu citieren, so thut das Konversationslexikon die Dichtungen des wittelsbachschen Sängers mit der dunklen, aber nicht eben schmeichelhaften Andeutung ab, daß ihre Form barock sei. Indes so undankbar und unehrerbietig sind nicht alle Vertreter der Nachwelt. Vielmehr hat sich neuerdings sogar ein königstreues Gemüt gefunden, dem die Poesien Ludwigs I. würdig scheinen, „auf Flügeln des Gesanges wiederum Gemeingut des ganzen großen deutschen Volkes zu werden, in den Lieberbüchern zu stehen“. Zu diesem Zwecke hat der brave Mann ausgewählte Dichtungen des Bayernkönigs neu veröffentlicht in einer Sammlung, die für ein paar Groschen erhältlich ist.

Die vorausgeschickte Einleitung ist eine „Rettung“, nicht nur des Dichters, sondern auch des Königs. Hatte man bisher geglaubt, daß Ludwig ein Phantast gewesen sei, so werden wir nun belehrt, daß er ein „großer Herrscher“ war. Die politische Genialität des Wittelsbachers wird entschieden offenbar aus einem Satz der Abdankungsurkunde, die Ludwig am 20. März 1848 verfaßte, als die Bayern sein Willkürregiment satt bekommen hatten. Der „Retter“ findet dies Manifest „von gerademzu antiker Größe“ und „rührend in jedem einzelnen Satze“. Also gewiß auch in diesem: „Als wenn ich eines Freistaats Beamter gewesen, ging ich mit dem Staatsgüt, mit dem Staatsgeldern um.“ Darüber haben sich die Republikaner gewiß mehr gestreut, als die Monarchisten. Im Schlußsatz aber kommt der Participien-dichter zum Vorschein: „Auch vom Throne herabgestiegen, schlägt glühend mein Herz für Bayern, für Deutschland!“

In ähnlich origineller Weise, wie hier von dem „herabgestiegenen“, macht Ludwig nämlich auch in seinen Gedichten von dem Participium Gebrauch. Um sich davon zu überzeugen, braucht man bloß das poetische Manifest Ludwigs vom 20. März 1848 („Besonders die Münchener betreffend“) zu vergleichen. Da stürmt der abgedankte König gleich zu Anfang also in die Saiten seiner Laute:

Verlassen und traurig wandelnd,
Hieh' ich in die Welt hinein,
Denn frei und groß nur handelnd,
Mocht' ich Euer König sein . . .

Ein paar Verse weiter heißt es:

„Die Höflinge, glatt und schmeichelnd,
Die Geistlichen, Liebe heuchelnd,
Entrissen mir die Kron'.
Ein Herz im Busen habend
Für Schönes, was Menschen ziert,
Mein Volk mit Klünsten begabend,
So hab' ich stets regiert.“

Dies Erzeugnis von Ludwigs Muse sucht man freilich in der neuen Volksausgabe vergeblich.

So hat deren Herausgeber denn überhaupt die hanebüchsten Sachen den Lesern wohlweislich vorenthalten. Von den schönen Versen z. B., die der 60jährige Ludwig geschmiedet hat, als er durch seine Liebe zu Lola Montez bewies, daß dürr' Holz am besten brennt, ist da fast nichts zu finden.

„Tropfen der Seligkeit und Meer von bitteren Leiden
Die Italienerin gab — Seligkeit, Seligkeit nur
Räffest Du mich entzündend begeistertend beständig empfinden,
In der Spanierin fand wahre Liebe und Leben ich nur.“

Alle diese Perlen werden uns vorenthalten. Aber der Participien-dichter kommt trotzdem zu seinem Rechte; seine bezeichnende Eigentümlichkeit ist nicht wegzuschneiden. Also finden sich Participien in schwerer Menge, und noch im Jahre 1859 dichtet der greise Ludwig das deutsche Volk an:

Nicht im Reich der Träume lebend,
Hoch hebt sich des Deutschen Brust,
Die Selbstständigkeit erkfindend,
Seiner Stärke sich bewußt.“

Ludwig selber war auch bis an sein Ende „seiner Stärke sich bewußt“: das Participium blieb das Haupthilfsmittel dieses Königs von Gottes Gnaden, der ein Dichter von Gottes Gnaden sein wollte. —

Aus dem Tierleben.

— Eine Krähenkolonie bei Aachen schildert P. Schiffer in „Ibis“ (Zeitschrift für Tierkunde und Tierschutz). Die Kolonie findet sich in dem nördlich von Aachen gelegenen sogenannten Paulinenwäldchen, welches sich mit seinen zu schwindelnder Höhe aufstrebenden, schlanken, hellgrauschimmernden Buchenstämmen auf einem langgestreckten, sanft abfallenden Höhenzuge der linken Burmtalhöhe erhebt. Hier wurden vor kurzem mehr als 1200 Krähenmeister gezählt. Einzelne Baumkronen tragen deren 20 bis 30 Stück.

Bedenkt man nun, daß jedes Nest von einem Paar alter Krähen bewohnt ist, macht 2400 alte Tiere, daß aus dem ersten Frühjahrsgelege durchschnittlich je drei hervorgehen, macht 3600 junge Krähen, so beläuft sich die dort lebende Bevölkerung der schwarzrückigen Vögel auf ca. 6000 Stück.

Dem Naturfreund bietet sich hier eine besonders günstige Gelegenheit das Leben und Treiben dieser Vögel aus nächster Anschauung zu beobachten.

Durch die Schärfe ihres Sinnes und die Kräftigkeit des Körperbaues erinnern sie an die Raubbögel; wie sie denn auch den Mut und selbst die Grausamkeit derselben zeigen; dem Scharffinn ihrer schwarzen, stahlglänzenden Augen entgeht nichts, nichts ist ihnen gleichgültig, und klugerweise verstehen sie alles, was in ihrem Gesichtskreise vor sich geht, insofern es für sie gefährlich oder ungefährlich sein könnte.

Sobald das erste Morgenleuchten am östlichen Himmel auftaucht, geht das Weden los. Hunderte von tiefen, heiserkrächzenden Stimmen tönen zunächst aus den Baumkronen herüber, bald darauf stimmt die ungeheure Menge in den Krachgesang ein. Dann folgt der Ausflug einzelner Vögel, ihnen folgen kleinere Trupps und endlich ungezählte Scharen, die Jungen bleiben in den Nestern zurück. Einige der ausgeflogenen, die sogenannten Wächter der Kolonie, kehren schon nach kurzer Zeit zurück. Nach und nach kommen auch die übrigen Scharenweise herangezogen, die Jungen zu ägen. Ihr krächzendes Geschrei und ihre kräftigen Flügelschläge sind weit vernehmbar, schwerfällig lassen sie sich auf den Ästen der Bäume nieder, welche unter ihren schweren Tritten knaden. So geht's fort bis Mittag. Um die Mittagszeit herrscht im Krähenhorste kurze Zeit eine auffallende, tiefe Stille, welche nur selten durch einen lauten Schrei gestört wird. Der größte Haufen durchschneidet die frischgepflügten Äeder und die Saatterfelder, die Wächter sitzen auf den höchsten äußersten Spitzen der Äeste, die Jungen halten ihre Siesta. Nach geraumer Zeit kehren die Ausflügler wieder heim, umschwirren laut schreiend die Nester, weden dadurch ihre junge Nachkommenschaft, und die Ägung derselben beginnt wieder. Ist Gefahr im Anzuge, zieht zum Beispiel ein Raubbogel seine Kreise um den Horst, so ertönen plötzlich von verschiedenen Seiten laut schrillende Warnungsrufe, dann verstummt der Lärm für einen Augenblick. In Scharen ordnen sich die Starken zum Angriff, kampfs- und todesmutig stürzen sie sich auf den Räuber, und zieht dieser es nicht vor, den Rückzug anzutreten, so entbrennt ein gewaltiger Kampf. Unter den heftigen Schnabelhieben der schwarzen Gesellen muß er schließlich erliegen; denn gelingt es ihm auch, einige der Angreifer unschädlich zu machen, immer neue Kämpfer rücken an, die gefallenen Streiter zu ersetzen. Läßt sich ein Feind in Gestalt eines Försters oder Jägers sehen, so vernimmt man abermals Warnungsrufe, die alten Vögel fliegen höher und aus dem Bereich der Kolonie, die Jungen hocken ruhig im Neste. Letztere werden dann leicht aus den Nestern heruntergeschossen. Mehrere der alten Krähen kehren zurück, um Aussicht nach dem Feinde zu halten. Läßt dieser sich noch blicken, so werden die andren wieder verständigt. Ist die Gefahr vorüber, dann werden die Brut- und Lagerstätten mit der größten Vorsicht wieder aufgesucht und wieder beginnt das laute Geträchze in der ganzen Kolonie, welches bis in die finstere Nacht ununterbrochen fort-dauert. —

Geologisches.

— Ein riesenhafter Urvulkan auf der Insel Kjuschiu. Diese japanische Insel birgt eine geologische Merkwürdigkeit ersten Ranges, nämlich einen riesenhaften Vulkan vom Kilanea-Typus, den einzigen dieser Art in Japan. Ueber diesen sind in jüngster Zeit Berichte erschienen, die, der „Königlichen Zeitung“ zufolge, nur zum Teil richtig sind; es ist daher angebracht, auf die Schilderung zu verweisen, die Dr. Paul Groffer, der einzige europäische Fachmann, der diesen Vulkan in den letzten Jahren besucht hat, davon giebt. Er erreichte den Vulkan von der Stadt Kumamoto aus und sah vor sich ein im höchsten Grade verblüffendes Panorama, einen unabsehbaren Kessel mit steilen, nur durch das Thal eines kleinen Flusses unterbrochenen Mändern und in der Mitte besetzt mit centralen Kegeln, die den Namen Asofan führen und von denen einer Rauch ausstieß. Der weite Kessel ist nichts anderes als ein ungeheurer, alter Krater, der von Osten nach Westen 14 Kilometer, von Norden nach Süden 20 Kilometer, ja mit einer Ausbuchtung im Norden sogar 23 Kilometer Durchmesser hat. Ungefähr durch die Mitte dieses

Kraters zieht sich in westöstlicher Richtung eine Reihe von jüngeren Vulkankegeln, von denen der mittlere starken Rauch ausstieß. Genau in der Verlängerung ihrer Richtung liegt die Scharte, durch die der Fluß strömt. Von diesem ungeheuren Kraterboden wird behauptet, daß auf ihm 100 Dörfer stehen, eine Anzahl, die sicher übertrieben ist. Die Gesamtmenge der Bewohner innerhalb des vulkanischen Balles wird auf 40 000 geschätzt. Der ungeheure Kraterwall überragt die innere Fläche bis um 500 Meter und hat, im großen betrachtet, sehr regelmäßige Form, wenn er auch im einzelnen unzählige, meist kleine Ein- und Ausbuchtungen aufweist. Vor allem ist die Gleichmäßigkeit seiner Höhe und der ganz allmähliche Abfall des Geländes vom Rande nach außen merkwürdig. Unter allen irdischen Vulkanen hat dieser vulkanische Bau die größte Ähnlichkeit mit den Mondvulkanen, in seinen geotektonischen Formen gleicht er völlig einer Mondlandschaft. Der im Centrum liegende thätige Ke gel ist nicht der höchste, macht sich aber durch starken Rauch sehr bemerkbar. Dr. Groffer, der ihn erstieg, fand auf seinem Gipfel einen senkrecht abstürzenden Krater von 500 Meter Länge und 250 Meter Breite, auf dessen Boden in 100 Meter Tiefe ein kleiner Ke gel stand mit 10 Meter weiter nach unten hin ganz enger Oeffnung, aus der mit fürchterlicher Gewalt dicht geballter Rauch ausgestoßen wurde. Ueber die Ausbrüche des Asofan liegen seit 1100 Jahren Berichte vor, aus denen hervorgeht, daß während dieser langen Zeit niemals ein Lavastrom dem Vulkan entflohen ist, seine Thätigkeit beschränkt sich ausschließlich auf Aschen- und Schlammausbrüche, die bisweilen von starken Bodenererschütterungen begleitet waren. Der Boden innerhalb des alten Riesentrates ist überaus fruchtbar. Daß die Bewohner dieser ungeheuren Fläche einer ganz besonderen Gefahr ausgesetzt seien, indem der ganze innere Kraterboden sich plötzlich in einen Feuersee verwandle, ist nicht wahrscheinlich. —

Humoristisches.

- Neuer Ausdruck. „Sieh nur, wie die zwei Verliebten einander fortwährend ins Ohr tuscheln.“
„Sie Lieböhrl'n halt miteinander.“ —
- Die großen Füße. Fräulein: „Ich konnte mit sechs Monaten schon allein stehen!“
Freundin: „Glaub's . . . auf diesen Füßen!“ —
- Bierbankpolitik. „Auch unsre Nation muß endlich ihren Platz an der Sonne erobern.“
„Hören S' m'r auf! Bei der Hih!“ —
(„Meggendorfer Blätter.“)

Notizen.

- Ernst von Wolzogen hat unter Benutzung einer Novelle von Cervantes eine einaktige Operndichtung „Die bösen Ruben von Sevilla“ vollendet. Die Musik dazu wird Richard Strauß schreiben. —
- Oskar Blumenthals neuer Einakter „Wenn wir altern“ wird im Oktober im Central-Theater zur Auf-führung gelangen. Jenny Groß wird die Hauptrolle kreiren. —
- Im Haag ist jetzt in 200 numerierten Abdrücken à 42 M. die vor zwei Jahren begonnene Faksimile-Ausgabe von Briefen Spinozas erschienen. —
- Für den neuen Wortschatz der lateinischen Sprache (Thesaurus linguae latinae) tragen jetzt außer den fünf deutschen Akademien auch einige Bundesstaaten bei: Preußen, Württemberg, Baden, Elsaß-Lothringen und Hamburg. Es sind bereits 1500 Vesteellungen auf das kostspielige Werk eingegangen. —
- Bei Greifenberg in Pommern wurden die Ueberreste von Pfahlbauten gefunden. Es sind die ersten in Pommern entdeckt. —
- Der Komet Dorelli ist von den Astronomen der Yale-Universität bei Chicago, die das größte Fernrohr der Welt besitzt, photographiert worden. Er zeigt auf den Bildern drei Schwebeweise und den Ansatz zu einem vierten. Bis her wurden ihm nur zwei zugeschrieben. —
- Im „Verein von Freunden der Treptow-Sternwarte“ spricht heute abend um 8 Uhr Dr. Emil Dedert über die Karibischen Inseln und ihren Vulkanismus. Direktor Archenhold spricht über den bevorstehenden Sternschnuppenfall, der nach dem Vortrag beobachtet werden soll. —
- Bei wissenschaftlichen Untersuchungen stieß F. Siegert-Strasburg, wie er in der „Münch. mediz. Wochenschrift“ berichtet, auf fünf Fälle von Großmüttern, die ihre Enkel stillten. Eine Großmutter stillte neben ihrem 13. Kinde den Enkel, weil dessen Mutter zur Arbeit mußte. Eine andre hat in 22 1/2 Jahren 12 Kinder zusammen 280 Monate genährt. —
- An den 22 deutschen Universitäten lehrten im Sommersemester 1903 im ganzen 3001 Dozenten, 54 mehr als im vorhergehenden Semester. —